

Innenleben

von Anna Kim

Ich rufe an, öfter, als ich es vorher tat, das Virus erinnert mich an meine Pflichten als Tochter. Ich bin ein Einzelkind, meine Mutter ist achtzig. Es verwundert mich nach wie vor, wie alt sie aussieht; wie alt sie ist. In meiner Erinnerung hat sie lediglich ein paar Falten auf der Stirn und unter den Augen; ihr Haar ist durchzogen von weißen Strähnen, sie sind widerspenstiger als die braunen, ihr Blick ist kühl. Als Kind dachte ich, sie würde niemals altern, sie würde immer so aussehen, wie sie damals aussah: wie jemand, der außerhalb von Zeit und Raum existiert. Damals dachte ich, es sei der Tod meines Vaters, der sie erstarren ließ; der ihr die Fähigkeit nahm, innerhalb von Zeit und Raum zu existieren.

Ich rufe an, sie hebt ab. Ich sage, ich bin es, deine Tochter, sie sagt, ich weiß, geht es dir gut? Ich sage, den Umständen entsprechend, ja. Sie fragt, krank bist du nicht? Ich sage, nein, krank bin ich nicht. Und du? Nein. Gut, sage ich. Ja, sagt sie, das ist gut. Heutzutage ist das sehr gut. Ich frage, bist du einsam? Meine Frage verwirrt sie. Sie weiß nicht, was sie antworten soll. Dann lacht sie kurz auf und sagt, nein, ich habe viel zu tun. Du hast viel zu tun, frage ich. Aber ja, es ist immer viel zu tun, sagt sie. Was denn, frage ich. Dies und das, sagt sie. Aufräumen. Ordnung schaffen. Du weißt doch, im Alter muss man Ordnung schaffen. Ja, ich weiß, sage ich. Das wirst du mir noch einmal danken, sagt sie. Ich nicke, was sie nicht sehen kann, also sage ich, ja, das werde ich, vielen Dank. Immer diese Scherze, sagt sie. Immer musst du Witze machen. Ich verteidige mich. Das war kein Witz, sage ich, das war ernst gemeint. Ja, sagt sie, das Misstrauen in ihrer Stimme irritiert mich, natürlich, bis nächste Woche, und legt auf.

Mutter wohnt in einem Labyrinth; es ist schwierig, zwischen den alten Zeitungen, Illustrierten, Bücherstößen und Schuhkartons einen Pfad zu finden. Manchmal springen Postkarten und Briefe von ihren Plätzen und versperren den Weg, dann muss ein neuer gegraben werden, ein alter vernichtet, und Staub wirbelt auf. Mutter ist klein, zart, ihr Augenlicht schwach, jeder Tag, sagt sie, ist bewölkt. Ursprünglich war ihr Labyrinth eine Neubauwohnung mit Mauern aus Beton. Ich brauchte einen Bohrer, um ihre Bilder aufzuhängen. Ich sagte, aber dann kannst du sie nicht mehr umhängen. Sie sagte, das macht nichts, das habe ich sowieso nicht vor. Zuerst wollte ich Einspruch erheben, darauf bestehen, dass wir Klebenägel verwenden, nicht nur, weil ich nicht bohren wollte, sondern auch, damit alle Bilder das dämmrige Licht ihrer Welt erblicken können, nicht bloß die paar auserwählten;

dann beobachtete ich, wie sie den Inhalt eines Umzugskartons in eine Schublade schlichtete, jeder Gegenstand wurde vorsichtig zu Grabe getragen, und ich gab meinen Protest auf.

Mutters Wohnung wurde zu einem Labyrinth, nachdem sie alle Umzugskartons geleert und alle Gegenstände eingeordnet hatte. Damals sagte ich, du hebst alles auf. Sie widersprach. Nein, ich hebe nur Nützliches auf, alles, was ich aufhebe, kann ich später noch brauchen. Das Nützliche wuchs aus den Schränken und auf den Parkettboden, verwuchs mit dem Teppich und den Zwischenräumen, dem Raum unter den Regalen und unter den Schränken, es bildete Mauern, zuerst niedrige, dann hohe, versperrte das Licht. Mutters Wohnung wurde zu einem Labyrinth, nachdem ich meine Umzugskartons bei ihr untergestellt hatte. Ich hatte beschlossen, heimatlos zu bleiben, Heimat, das gab es nicht, nicht für mich, so eröffnete ich ein Lager in ihrer Wohnung, und sie nahm mein Bett in Besitz, meine Couch, meinen Schreibtisch, meinen Mikrowellenofen. Damals sagte sie, du hast nichts mehr zu Hause, wie kannst du so leben? Ich widersprach. Ich sagte, ich habe alles, was ich brauche. Soso, sagte sie, du hast alles, was du brauchst.

Nach zwei Tagen rufe ich wieder an. Sie hebt nicht ab. Ich versuche es eine Stunde später ein zweites Mal. Noch immer bleibt es beim Klingeln; ich werde unruhig. Ich weiß nicht, warum, ich mache mir normalerweise keine Sorgen um sie. Ich Sorge mich, wenn ich meine, einen Zug oder einen Flug zu verpassen, aber nicht um Mutter. Ich drücke die Wiederwahl Taste, mein Herz klopft. Vielleicht ist es auch nicht mein Herz, sondern die dicke Ader, die über meinem Bauch verläuft, direkt unter der Haut. Wenn ich einen Pulsschlag suche, suche ich an dieser Stelle. An meinem Hals oder an meinem Handgelenk finde ich keinen Puls, oberhalb des Bauchnabels bin ich scheinbar leblos.

Als sie drei Stunden später abhebt, meldet sie sich mit einem freundlichen Hallo, das ich unfreundlich beantworte. Wo warst du, ich habe es drei Mal probiert, sage ich. Ach so, sagt sie leise, dann lauter: Ich war auf dem Friedhof. Auf dem Friedhof, sage ich, ist es klug, zurzeit auf den Friedhof zu gehen? Es ist eine rhetorische Frage, ich erwarte, dass sie sie mit einem klaren Nein beantwortet, doch sie sagt, ein Friedhof ist vermutlich zurzeit der sicherste Ort. Wie kommst du darauf, frage ich. Weil das Virus auf dem Friedhof genauso tot ist wie die Person, die das Virus hatte, sagt sie. Sie klingt fröhlich. Ich überlege, ob ich widersprechen kann; eigentlich möchte ich lachen, aber ihre Fröhlichkeit irritiert mich. Ich lege auf.

Sie hatte eine Wohnung in der Nähe des Friedhofs gesucht. Dass sie schon länger

nach einer Wohnung in dieser Lage gesucht hatte, erfuhr ich erst, als ich erfuhr, dass ich ihr beim Umzug helfen müsse. Dafür sollte ich meine Reisen unterbrechen und bei ihr einziehen. Zunächst in die alte, dann in die neue Wohnung. Der Weg aus Speising nach Baumgarten war dir zu weit, fragte ich. Ja, sagte sie, es dauert vierzig Minuten hin, vierzig Minuten zurück. Verstohlen rechnete ich nach und musste ihr Recht geben. Du fährst doch höchstens zwei Mal im Jahr zum Friedhof, sagte ich. Nein, sagte sie, das verwechselst du, ich fahre alle zwei Tage. Hast du es dir zum Beruf gemacht, zum Friedhof zu fahren, fragte ich. Immer diese Witze, seufzte sie. Hast du was dagegen, dass ich deinen Vater besuche? Du weißt doch, dass er auf dem Friedhof lebt. Nein, sagte ich, ich wusste nicht, dass er auf dem Friedhof lebt. Wenn er nicht dort lebt, sagte sie, wo dann.

Sie wiederholte den Satz, wenn er nicht dort lebt, wo dann, erst da erkannte ich, dass er eine Frage war, keine Feststellung. Ich antwortete also, in deiner Erinnerung, Vater lebt in deiner Erinnerung. Sie schwieg. Ich hörte ihren leisen Atem und wusste, dass sie mit meiner Antwort nicht einverstanden war. Schließlich sagte sie, sie klang verärgert, das weiß ich, dort lebt er *auch*. Sein Grab zu besuchen, ist bloß eine Geste, sagte ich, diese Geste zeigt, dass du ihn nicht vergessen hast, dass er in deiner Erinnerung lebt, in deiner Erinnerung, *nicht* auf dem Friedhof. Auf dem Friedhof lebt eine Fuchsfamilie, die Tulpenzwiebel ausgräbt, Erinnerst du dich? Erinnerst du dich, dass die Füchse Blumen ausgruben und die Wurzeln zerbissen? Sie sagte, noch immer verärgert, ich erinnere mich, natürlich erinnere ich mich. Aber, sagte sie, du musst wissen, wenn ich sein Grab besuche, besuche *ich* ihn, jedoch in meiner Erinnerung besucht *er* mich, und legte auf.

Am nächsten Tag rufe ich wieder an. Ich habe mir vorgenommen, Gespräche nicht mehr grußlos zu beenden. Jeder verdient einen Gruß zum Abschied, dachte ich, jeder. Sie fragt, rufst du schon wieder an, das ist das dritte Mal in dieser Woche. Geht es dir nicht gut? Sie klingt besorgt. Nein, sage ich, mir geht es gut. Du bist nicht krank, fragt sie. Nein, sage ich, mir geht es gut, wie geht es dir? Ich bin auch nicht krank, sagt sie. Ich bin gesund, aber ich habe viel zu tun. Du hast viel zu tun, frage ich. Ich kann meine Verwunderung nicht unterdrücken. Ja, sagt sie, ich bin am Aussortieren. Ehe ich fragen kann, was genau sie aussortiert, höre ich ihre Türklingel im Hintergrund. Sie drängt sich in den Vordergrund. Oh, sagt Mutter und legt auf.

Ich betrachte das Telefon in meiner Hand. Es ist ein mobiles Gerät. Im Grunde ist es nicht das Gerät, das mobil ist, sondern ich, ich bin der mobile Teil des Mobiltelefons, doch auch ich bin zurzeit immobil, zurzeit sind wir ein

Festnetztelefon. Ich betätige die Wahlwiederholungstaste und stelle mir vor, durch den Hörer eines Telefons zu sprechen, das man im Zorn auf die Gabel werfen kann. Hallo, sagt Mutter, wer ist da? Sie besitzt solch ein Telefon. Ich bin es, sage ich, du hast unser Gespräch beendet, ohne dich zu verabschieden. Wirklich, fragt sie. Ja, wirklich, sage ich. Das tut mir leid, sagt sie. Ihre Entschuldigung besänftigt mich. Warum musstest du an die Tür, frage ich. Ja, sagt sie, ich musste die Tür öffnen. Warum, frage ich, warum? Ich werde ungeduldig. Ach, sagt sie und dehnt das A, das war nichts, das war die Müllabfuhr. Die Müllabfuhr, frage ich verwundert, macht Hausbesuche? Ach, sagt sie und dehnt wieder das A, ich meine doch den Entrümpelungsdienst.

Der Entrümpelungsdienst hatte kleinformatige Poster im Supermarkt aufgehängt, neben der Kaffeemaschine, wo jeden Nachmittag ein Kaffeekränzchen stattfand. Als ich mich dem Kränzchen anschließen wollte, wurde ich abgewiesen; die Nummer des Entrümpelungsdienstes nahm ich als Trostpflaster mit. An diesem Nachmittag wollte ich meine alten Sachen wegschmeißen. Was tust du da, fragte Mutter und beobachtete mich vom Türrahmen aus. Ich schmeiße meine alten Sachen weg, sagte ich. Deine Sachen, wiederholte sie, was für Sachen? Ich deutete auf den Schrank, das Regal, die schwere Truhe. Nein, sagte sie, du kannst deine Sachen nicht wegschmeißen. Warum, fragte ich überrascht. Sie gehören dir nicht, sagte sie, sie gehören dir nicht mehr, du hast sie dagelassen, ihre Stimme wurde lauter, und ich habe sie aufgenommen. Ich.

Sie fragt, bist du noch dran? Ich sage, ja, ich bin noch dran, ich habe mich nur gewundert. Sie fragt, worüber? Darüber, dass du den Dienst bestellt hast. Den Dienst? Sie gibt sich begriffsstutzig. Ich weiß, dass sie weiß, was ich meine. Sie sagt, meinst du den Ent-rümpe-lungs-dienst. Sie verstümmelt das Wort, während sie es ausspricht. Ja, den meine ich, sage ich. Ich habe dir doch schon das letzte Mal gesagt, dass ich Ordnung schaffe, sagt sie. Komisch, dass du dich wunderst. Sie lacht gezwungen. In meinem Alter ist das nicht verwunderlich, das, was ich tue. Aber, sage ich, waren das nicht deine Erinnerungen? Wie kommst du denn darauf, fragt sie. Weil du sie einmal so genannt hast, antworte ich, Knoten im Taschentuch, sage ich, Gedächtnisstützen. Mutter seufzt und sagt, ich habe gesagt, dass sie mich daran erinnern, nicht zu vergessen. Sie seufzt wieder. Ich habe mich lang genug erinnert, fünfzig Jahre lang. Das ist lang genug, findest du nicht?

Komischerweise widerstrebt es mir, ihr zuzustimmen. Aber warum, frage ich, hast du nicht vor zwanzig Jahren damit aufgehört, oder dreißig, oder vierzig? Du hättest ein Leben gehabt. Ja, sagt sie, ich hätte ein *anderes* Leben gehabt. Es ist kein

schlechtes Leben, sagt sie, ein Leben in der Erinnerung. In der Vergangenheit, meinst du, sage ich. Nein, sagt sie, in der Erinnerung. Die Erinnerung ist bloß ein Ausschnitt der Vergangenheit. Sie seufzt. Sie sagt, ich konnte es mir nicht aussuchen, in der Erinnerung zu leben, sie war da, die Gegenwart war es nicht. Wo war die Gegenwart, frage ich. Mutter lacht leise, ich höre sie selten lachen. In der Ferne, sagt sie. Wo, frage ich. Sie sagt, in der Zukunft.

Ich frage, was ist denn noch da? Wie meinst du das, fragt sie. In deiner Wohnung, sage ich, was ist denn noch da? Hast du alles weggeworfen? Sie seufzt; die Angewohnheit, zu seufzen, ist neu. Nein, sagt sie endlich. Dieses Nein ist ein Ja. Alles, frage ich, auch seine Sachen? Seine Kleider, seine Schuhe, sein Radio, seine Bücher, seine Bilder? Auch seine Bilder? Es fällt mir schwer, das zu glauben. Sie sagt, nein, die Bilder habe ich behalten, aber nicht die Staffelei, die habe ich weggegeben. Ich frage, warum hast du sie weggegeben? Ich füge hinzu, ich hätte sie gerne gehabt. Das hast du nie gesagt, sagt sie. All die Jahre hast du nichts gesagt. Ich sage, schon in Ordnung, und lege auf.

Am nächsten Tag klingelt mein Telefon. Es ist Mutter. Sie sagt, ich bin's. Ja, sage ich, das habe ich gesehen. Sie sagt, es tut mir leid, dass ich dich nicht gefragt habe. Ja, sage ich, du hättest mich fragen können. Die Nummer vom Entrümpelungsdienst habe ich von dir, verteidigt sie sich. Das weiß ich, antworte ich. Trotzdem hättest du mich fragen sollen. Und was ist mit meinen Sachen, frage ich. Hast du sie auch weggeworfen? Sie schweigt. Schließlich sagt sie, ja. Wenigstens ist sie ehrlich. Ja, die Männer haben alles mitgenommen. Die Männer, frage ich. Drei Männer, sagt sie. Alt, jung, frage ich. Was macht das für einen Unterschied, fragt sie. Dann sagt sie, jung. Sehr jung. Der Mann, dem die Firma gehört, ist aus Syrien. Die Arbeiter waren aus seiner Heimat. Ich sage, und ich bin mir bewusst, dass ich feindselig klinge: Meine Vergangenheit für ihre Zukunft. Ich bin nicht die Verwalterin deiner Erinnerung, sagt Mutter und möchte auflegen; ich halte sie zurück.

Ich entschuldige mich. Sie nimmt meine Entschuldigung an. Ich frage, ist deine Wohnung nun leer? So leer wie mein Kopf, sagt sie. Ich fürchte, ich werde alles vergessen. Ja, sage ich, wahrscheinlich. Ich habe schon begonnen, sagt sie. Ich versuche mich an die Zeit vor seiner Krankheit zu erinnern, doch dort, wo die Erinnerung sein sollte, ist nichts. Sie seufzt. Ich habe die Wohnung geleert, sagt sie, in der Hoffnung auf etwas, aber dort, wo das Etwas sein sollte, ist nichts. Sie verabschiedet sich, es ist ein kleiner, zarter Laut, kein Wort. Ich sage, ich rufe wieder an. Wir legen gleichzeitig auf.

Anna Kim, geboren 1977 in Südkorea. 1979 zog die Familie nach Deutschland und schliesslich weiter nach Wien, wo die Autorin seit 1984 lebt. In Wien studierte sie Philosophie und Theaterwissenschaft. 2004 erschien ihr Debütband *Die Bilderspur* bei Droschl, 2008 folgte der Roman *Die gefrorene Zeit*. 2012 erschien ihr Roman *Anatomie einer Nacht* im Suhrkamp Verlag. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, u.a. den Heinrich-Treichl-Preis, das Elias-Canetti-Stipendium und den European Union Prize for Literature. Zuletzt erschienen: *Die grosse Heimkehr*. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017.